

Die Dobrowskys & ihre Fans

Rudi (Dir. Mag. Rudolf Dobrowsky)

Die Festansprache zu meinem 50. Geburtstag, zu dem Freunde und Verwandte aus vielen verschiedenen Richtungen angereist waren, beendete Rudi mit seinen Glückwünschen und der Ermunterung, mich durch nichts an meinem Weg hindern zu lassen, egal was ich mache, einen gewissen Freiraum zu beanspruchen. Es war am 12. April 1992 beim Kirchenwirt Sepp Pripfl in St. Oswald. Das Dorf in der Gemeinde Möderbrugg liegt auf einer Terrasse über dem Pölstal, einige Kilometer nördlich der alten Stahlstadt Judenburg im obersteirischen Murtal. Dorthin, wo familiäre Wurzeln von Rudis Frau Brunhilde bestanden, kam ich Anfang der sechziger Jahre mit Schulfreunden, später mit meiner Frau Karin, schließlich mit der ganzen Familie auf Sommerurlaub. Unser Sohn Herwig fuhr in der Pripfl'schen Landwirtschaft auch mit Traktor und Ladewagen, die Töchter Dagmar und Sigrid kümmerten sich um die Kühe. Die mit Unterbrechungen vier Jahrzehnte währende *Oswalder Zeit* war nach dem Tod von Sepp zu Ende gegangen.

Zurück zu Rudi. Als Klassenvorstand ließ er sich sogar vom in die Antike verliebten Lateinlehrer *Equulus*, er hieß tatsächlich Rössel, sogar die Aufgaben für die Schularbeiten vorlegen. Denn *seinen Buben* sei nur zuzumuten, was er, der Mathematik und Physik lehrte, selbst zustande brächte. Ich nahm ab der fünften Klasse am Freigegegenstand Griechisch teil, was den Lateinlehrer jedenfalls milde stimmte. Ein weiterer Gewinn für mich war, dass ich als Nachhilfelehrer empfohlen wurde und so bis über die Matura hinaus eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit gewann. Die Zusatzmatura in Griechisch erwarb ich gemeinsam mit Dietmar Polaczek, einem später vielseitig Kulturschaffenden, Bergkletterer und langjähriger Kulturkorrespondenten der FAZ in Italien.

Die Klassenfeier nach der Matura begann mit dem traditionellen Feuer vor der Schule. Im Schein der flackernden Flammen wurde Rudi erst wirklich zum *Rudi*. Nun durften ihn *seine Buben* duzen und machten gleich mobil. Sie bestiegen einen Gösser Bierwagen, vor den prachttvolle Brauereipferde gespannt waren. So fuhren sie mit weiterer Lehrerunterstützung lautstark durch die Stadt bis nach Lerchenfeld zur Wohnung von *Equulus*, der gera-

de über die griechische Nymphe Kalypso gelesen hatte, die Odysseus sieben Jahre umgarnte, was zu tänzerischen Versuchen für den gleichnamigen Modetanz führte. Natürlich gab es auch eine offizielle Abschiedsfeier an der Schule. Eine Maturantin aus der Mädchenklasse sprach englisch, Dietmar Polaczek aus der gemischten Klasse französisch und ich aus der Knabenklasse sprach lateinisch. Im Anschluss an die Feier verkaufte sich übrigens die Maturazeitung recht gut und verbesserte den Erlös aus dem Maturaball so sehr, dass damit die Maturareise in die Wachau finanziert werden konnte.



1959 Rudis Buben (einer von der Stammmannschaft und der Privatist fehlen)

Die Gemeinschaft der ehemaligen 8.c - Klasse blieb erhalten, die Treffen gingen auch danach weiter und endeten oft in Göss, im Garten von Rudi und Brunhilde. Ihr Vater war Braumeister, und das Bier war dort ein stets geschätztes Lebens- und Genussmittel. Eben die *Gösser Milch*. Im Jahr 2000, beim Treffen zum 40. Jahrestag der Matura, schenkten wir ihm zum 80. Geburtstag ein in Leder gebundenes Büchlein, in dem jeder der 18, die noch am Leben waren, seinen Lebensweg beschrieb. Denn für vier Freunde konnten wir nur mehr Nachrufe verfassen. Leider verstarb auch Rudi selbst noch im selben Jahr, nachdem er an Leukämie erkrankt war. Wir gaben ihm am Friedhof der Kirche zu St. Erhard in Göss das letzte Geleit. Vor dem *goldenen 50.* Treffen verließ uns das unübertroffene Physik-Genie der Klasse, Walther Tscharnuter, der für uns seinerzeit als zukünftiger Nobelpreisträger galt. Er hatte in New York sein weltumspannendes Unternehmen

für Medizingeräte mit seinen Forschungen gut verbinden können. Seine Teilnahme hatte er schon zugesagt, da ereilte ihn mit 67 Jahren plötzlich der Tod.

Wir kamen zum Jubiläumstreffen 2010 in Leoben zusammen, besuchten die Hütte Donawitz der Voestalpine und eine Ausstellung in der Kunsthalle. Viele Ehefrauen und einige Witwen waren dabei.

Brunhilde. Ferry

Schulbeginn an der Knabenvolksschule Leoben-Stadt im Herbst 1948. Brunhilde war neunzehn und saß auf dem kleinen Tischpult in der ersten Reihe, die Füße auf der von vielen Hosenböden, blank polierten Sitzbank abgestützt. In meiner Blickhöhe spannte sich der Rock der Junglehrerin über ihre Knie und Oberschenkel. Struktur und Farbe des Textils erinnerte ihn sofort an Polenta, der drei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ein durchaus beliebtes Hauptnahrungsmittel war. Der *Türkensterz*, wie er in der Steiermark genannt wurde, war nämlich der Inbegriff dafür, den Hunger stillen zu können. Der Rock von Brunhilde flößte mir daher ein sättigendes Zutrauen ein.

In Leoben hatten die Schüler nach dem Unterreicht in Zweierreihe aus der Klasse zu gehen und sich auf der Stiege hinter dem mächtigen Tor zur Straße hinaus aufzustellen. Dort wurden sie und haben sich – Leoben war eine alte Bergstadt – mit einem kräftigen „Glückauf!“ verabschiedet. Brunhilde ermahnte sie immer, rasch, aber lautlos die Schule zu verlassen. Übrigens gewann ich sehr bald das Vertrauen meiner Lehrerin und *durfte* Landkarten für den Unterricht herstellen, die ich mit Buntstiften auf Packpapier zeichnete. Die Heimatkunde war ihr wichtig und die *saftigen Almen* des oberen Murtales wurden sogar zum Inbegriff für ihren Unterricht, ja zum *geflügelten Wort*. In der vierten Klasse der Volksschule fuhr der 32-jährige Rudi beim Schulausflug mit. Sieben Schüler, *Siebenlinge*, wie er sie später nannte, kamen 1952 aus der Klasse seiner um neun Jahre jüngeren Freundin oder schon Braut Brunhilde in seine erste Klasse im Gymnasium.

Bald gab es Kindersegen bei den Dobrowskys. Zum Start einen Sohn namens Ferdinand, der beruflich in die Fußstapfen seiner Mutter trat, weil, wie Rudi scherzte, es zwei wesentliche Gründe gebe Lehrer zu werden, nämlich Juli und August. Ferrys künstlerische Fähigkeiten zeigten sich später auch in den Bühnenbildern für seinen jüngeren Bruder Wolfgang, der, obwohl er gelernter Grafiker war, auf die Bretter stieg, die gemeinhin die Welt bedeuten. An den Grafiker Wolfi erinnern die Plakate für seine Aufführungen. Die Zweier-Mannschaft ergänzte ihre Schwester Elisabeth, die als bekannte Flötenvirtuosin mit noch bekannterem Mann und ebensolchen Kindern die Musikwelt bereicherte.

Nach dem Begräbnis von Rudi verpflichtete Brunhilde *Rudis Buben* spontan, am eher familiären Trauermahl teilzunehmen. Den Zögernden sagte sie resolut: „Und was würdet ihr tun, wenn das Rudi so wollte?“ Ihm würden wir nicht widersprechen. „Also!“. Und sie wurde seine *Vertreterin* für die Klassengemeinschaft. Die erste Aktivität in der neuen Gemeinschaftsorientierung war ein Revival der Maturareise in die Wachau. Da nun das Männermonopol schon durchbrochen war, wurden auch die Witwen und die Ehefrauen dazu eingeladen. Es war nur eine kleine Runde, die im Juni 2002 zusammentraf, doch man vertrug sich, und das Experiment gelang.

Die Erwartungen Brunhildes auf das Treffen 2005 erfüllten sich leider nicht, denn sie erkrankte an Krebs und folgte 75jährig Rudi im Jahre 2004 nach. Ein weiterer Schulfreund, Erich Fiala, der als Opernsänger in Bonn engagiert war, in Mailand und Zürich gastiert hat und nach einem schweren Unfall zurückgezogen in Königswinter lebte, ist in Berlin verstorben. Er war von den *Siebenlingen*, von denen Rudi gesprochen hatte, neben mir der Zweite, der von der ersten Klasse Volksschule bei Brunhilde bis zur Matura bei Rudi ununterbrochen zunächst zu *Brunhildes* dann zu *Rudis Buben* gehört hat.

2005 fand das 45. Jubiläumstreffen im (EU-)Ausland statt. Die Wahl fiel während des Trauermahls für Erich auf die slowakische Hauptstadt Bratislava. Als Vertreter der Familie Dobrowsky war Brunhildes und Rudis zweiter Sohn *Wolfi* dabei (Wolfgang Dobrowsky, Schauspieler. Ihm ist eine eigene Dokumentation mit Titel *Kaffeehaustheater in Graz* gewidmet).

Lisi (Mag. Elisabeth Koncz-Dobrowsky)

Vom Spiel mit Worten und Tönen sind die Töne die Sache von Brunhildes und Rudis Tochter Elisabeth, ihrem Ehemann und deren Kindern. Wir fahren schon ein paar Jahre nach Maria Enzersdorf, wo die Familie von Elisabeth *Lisi* Koncz-Dobrowsky im Hunyadi-Schloss einen musikalischen Neujahrsgruß bietet. *Lisi* Mann ist der ungarische Dirigent Thomas Koncz, mit dem sie drei Kinder hat. Der Kontakt zu *Lisi* hatte sich erneuert, als sie vor Jahren am Haydn-Konservatorium in Eisenstadt gastierten. Da stand Christoph im Mittelpunkt, der im Kinofilm *Die rote Violine* gleichsam als Wunderknabe aufgetreten war. Inzwischen bewältigte er auch die Mühen der Ebene, erlangte trotz wiederholter Abwesenheit in Sachen Musik die Matura und trat inzwischen in die Philharmoniker-Fußstapfen seines Bruders Stephan. Dieser, ein heiterer junger Mann, ließ sich, wenn er mit der Familie in St. Oswald Urlaub machte, von den ländlichen Geräuschen zu köstlichen Kompositionen anregen. Den *Hühnerstall* hat er auch einmal im Hunyadi-Schloss gespielt.

Der Neujahrsgruß wird von Vater Thomas Koncz geleitet, der schon in mehreren Ländern Dirigent und auch Generalmusikdirektor war. Er dirigiert von der Klavierbank aus, außer beim Klavierkonzert, da überlässt er das Klavierstockerl seiner Tochter Theresia, die mit Diplom in Gesang und Klavier ausgestattet ist. Ihr vier Jahre jüngerer Bruder Christoph mit der Violine kann mit Mutter *Lisi* Elisabeth mit der Querflöte sicher ebenso begeistern wie mit seinem drei Jahre älteren Bruder Stephan am Cello.

Ich erinnere mich an die Fahrten von Brunhilde und Rudi nach Konstanz am Bodensee, um Kinderdienst bei den musikalischen Enkeln zu versehen. Denn Elisabeth war als Solistin und Thomas war als Generalmusikdirektor der Südwestdeutschen Philharmonie viel unterwegs. Später fuhren sie oft nach Maria Enzersdorf. Selbst sangen sie im Kirchenchor, Rudi spielte Klavier und begleitete auch seinen Nachwuchs, obwohl er vom Krieg her an einem Gehörschaden litt, der letztlich immer schlimmer wurde.

Schon am 14. März 1992 schrieb Ernst P. Strobl im Anschluss an eine Kritik über den Chefdirigenten der Südwestdeutschen Phil-

harmonie, Thomas Koncz, der als Gast das Mozarteumorchester in Salzburg dirigiert hatte:

Eine kleine, im näheren Umkreis aufsehenerregende (und wer weiß, vielleicht denkwürdige) Begebenheit am Rande: Da saß eine junge Mutter mit zwei kleinen Buben im Saal, den zirka Vierjährigen auf dem Schoß, daneben den rund Sechsjährigen. Sehr brav die beiden, bis zur Pause keinen Mucks. Bei der „Ersten“ Brahms tat sich dann Erstaunliches: Der ältere las perfekt in einer Taschenpartitur mit, der jüngere (auf dem Schoß der Mutter), dirigierte effektiv und richtig mit(!!).

Der Name Koncz wird im Musikleben wohl noch längere Zeit weiterleben..

„Und ob!“ konnte man diese Prophezeiung längst bestätigen. Denn der Vierjährige auf dem Schoß von Elisabeth Koncz - Dobrowsky war Christoph, der damals bereits Siebenjährige war Stephan Koncz. Ihre große Schwester Theresia konnte Strobl nicht sehen, sie saß auf einem anderen Platz – bei Brunhilde und Rudi.

Die Fans der Dobrowskys

Meine Kollegen, Freunde, Kameraden

Nirgends empfindet man das Dahinrollen, dieses *Aber der Wagen, der rollt* aus dem Lied (Hoch!) vom gelben Wagen so nahe wie in der Eisenbahn. Seit Wiener Neustadt saß ich im Speisewagen des komfortablen Zuges und genoss alles um mich herum. Es war wohl bald zum Aussteigen, denn ich erblickte schon das Wahrzeichen von Niklasdorf, den hohen Wasserturm der Papierfabrik, und da kam mir in den Sinn, dass mein Freund Fritz von hier jeden Tag zur Schule oder zumindest nach Leoben fuhr und dass er einmal erzählt hat, dass Arbeiter in das etwa 12°C kalte Wasser des Reservoirs an der Turmspitze gesprungen sind. Sein Vater, der dort beschäftigt war, habe ihm das erzählt. Sein Vater, der schon mit 55 Jahren 1972 starb.

Kurz bevor der Zug am Bahnhof Leoben hielt, fuhr er nach der Überquerung der Mur durch einen Einschnitt. Da oben lebten meine Großeltern, und das Zug-Schauen gehörte bei jedem Besuch dazu. Ein Zittern lag da immer in der Luft und das Pfeifen und Zischen der Dampflok. Die Brücke, über die man nach

Seegraben kommt flog über den Zug hinweg. Neben ihr gab es ein Lokal, das mich an Fritz erinnert. Als das Leben in der Stadt immer weniger vom Bergbau, aber umso mehr von der Eisen- und Stahlindustrie geprägt wurde, und natürlich von der Montanistischen Hochschule, die viele Studenten in einer Art Heidelberger Tradition sahen. Besonders die Burschenschaften fanden hier einen guten Boden. Das färbte auch auf die Mittelschüler ab, rekrutierten doch die akademischen Korporationen von Graz und Leoben neue Mitglieder aus den Mittelschulverbindungen. Eine solche Verbindung hatte in diesem Lokal neben der Bahnbrücke ihr Quartier, und dorthin ging auch Fritz, nicht nur zum Fechtraining und zu fröhlichem Umtrunk, sondern auch dann, wenn er pflichtbewusst, selbst nach vielleicht etwas zu langer Nacht kränkelnd, in der Früh Niklasdorf verließ, aber nicht einmal bis in die Nähe der Schule kam. Das Verbindungslokal hatte also auch eine Erholungsfunktion. Die Matura verlief trotzdem erfolgreich.

Am 3. Oktober 1960 sind Fritz und ich mit der Bahn nach Graz gefahren und in die Straßenbahn gestiegen, um zu der Kaserne zu kommen. Seine Stammeinheit wechselte nach Fehring, meine erst später nach Leibnitz, als wir beide schon als Reserveoffiziersanwärter in Tirol waren, er in Imst, wo er seine spätere Frau kennen lernte, und ich in Innsbruck. Der Sohn der beiden lebt heute in Kalifornien. Wir begannen in Graz Germanistik und Geschichte zu studieren, ich verabschiedete mich nach einem Semester im Februar 1962 und ging im Herbst an die Technik nach Wien. Fritz ging nach der Promotion nach Deutschland und brachte es in Bonn bis zum Bundesgeschäftsführer der FDP, die auch weitgehend zu seinem Schicksal wurde. Bei dem einen oder anderen Klassentreffen sahen wir einander, aber unsere Kreise berührten sich bis in die neunziger Jahre nicht.

Freunde und Freundinnen

Helmut's Sitznachbar in den letzten Schuljahren war Herwig, der selbst später ein erfolgreicher HNO-Arzt wurde. Ich verdankte ihm so manchen Zugang zur Musik, vor allem zur Oper, in die ich förmlich eintauchte, als ich nach Wien kam. In jener Zeit wurden Geburtstagspartys mit Sakko und Krawatte besucht, die Mädchen hatten das kleine Schwarze, jedenfalls ein Kleid oder einen

Rock. Getanzt wurde wie beim klassischen *Fünf-Uhr-Tee*. Jeans waren verpönt. Damit konnte sich jemand höchstens daheim oder im Schutz der Dunkelheit den neidischen Kameraden zeigen.

Helmuts gab es viele, in einem Schuljahr sogar sieben in meiner Klasse, zur Matura immerhin noch vier, einer davon hieß Gugel, genannt *Hupf*, der ein engerer Freund wurde, nachdem er bemerkt hatte, dass mir nicht alles zufiel, sondern auch ich einen geistigen Ringkampf zu führen hatte. Freilich habe ich mich nicht so dem Heideggerschen Existenzialismus *ergeben* wie er, dem wir *die Hölle ist in mir* als Motto andichteten. Zwischen der schriftlichen und der mündlichen Matura zogen *Hupf* und ich auf einen Bauernhof nach Fischbach, um uns gemeinsam vorzubereiten, was auch für Deutsch, besonders beim gemeinsamen Interesse für Literatur, durchaus erfolgreich war. In dem Semester, in dem ich in Graz Geschichte und Germanistik studierte, lernte ich in der Straßenbahn zwischen dem Studentenheim und der Universität ein Mädchen kennen, das ich schon in den Vorlesungen gesehen hatte. Mehr nicht. Aber ich begegnete ihr bald wieder. Denn Traude, so hieß sie, wurde *Hupfs* Freundin und später seine Frau. In ihrem Haus war ich oft zu Gast. Und als ich 1965 aus dem Vorderen Orient punktgenau zurückkam, konnte ich meine Freundespflicht als Taufpate ihres ersten Kindes, der Tochter Karin, erfüllen. Sie haben noch zwei Kinder bekommen.

Anfang 1966 war eine andere Karin in mein Leben getreten, und ein Jahr später heirateten wir. Nach zwei Mädchen (1967 und 1968) kam 1975 Herwig zur Welt, dessen Taufpatin Traude wurde. Damals war Helmut Gugel schon aus seinem Leben geschieden, nachdem er sich 1971 habilitiert hatte und vor der Berufung an die Universität Innsbruck stand. Lange vor ihm, bald nach der Matura, verlor die Klassengemeinschaft Dieter Falk durch Spätfolgen aus einem Fahrradunfall. Knapp vor Abschluss seines Medizinstudiums ist Manfred Lasser aus dem Leben geschieden und nach dem 30. Jahrestag der Matura verstarb Manfred Kresse bei einem Autounfall. Über diese Toten sind im *Portrait 2000*, in dem sich alle Kollegen mit Berichten über ihr Leben darstellten, nur mehr die Nachrufe zu finden.

Erich, dem einzigen Schulfreund, mit dem ich vom ersten Schultag bis zur Matura in derselben Klasse war, nannten wir *Enrico*, das klang nach Erich und erinnerte an Caruso. Die Gesangsausbildung wurde für ihn immer wichtiger als die Medizin, und er konzentrierte sich bald nur mehr darauf, schloss sie ab und kam schließlich an die Bonner Oper. Er hatte im Mürztal ein Häuschen mit Garten geerbt, und als er einmal dorthin einlud, lernten Karin und ich auch seine Frau, die Opernsängerin Heldrun Gardow, die er *Helrun* nannte, kennen. Es war ein schönes kleines Fest mit gegrillten Forellen und sonstigen Köstlichkeiten. Erich pendelte nach Mailand und auch nach Zürich, sang dort und da. Doch eines Tages wurde er bei einem Verkehrsunfall schwer verletzt und konnte nicht mehr an die früheren Zeiten anschließen. Seine Frau ging auf Tournee, ihre Stimme, sagte er, reifte zu einem prächtigen Mezzosopran, und er lebte, unterstützt von einem Chauffeur oder Butler aus Polen in Königswinter am rechten Ufer des Rheins, Bonn gegenüber.

Erfolgles Sporttreffen

Köller Günter war zwar klein, aber der an Jahren älteste von den *echten* Klassenkameraden. Der *Privatist* Ernst Hinner war zwar nicht *unecht*, aber ein gutes Jahrzehnt älter als der Durchschnitt und hatte keine Anwesenheitspflicht in der Schule, denn er war im städtischen Bauamt beschäftigt und hatte schon Frau und Sohn. Trotzdem war er voll integriert und nicht nur für mich manchmal ein väterlicher Freund, manchmal ein Kumpel, mit dem man die berühmten imaginären Pferde stehlen konnte, einer, der zuhören konnte und auch oft Rat wusste. Umgekehrt halfen wir ihm gerne, wo wir ihm voraus waren. Für den Lateinlehrer war er zwar eine *bleierne Ente*, doch diese konnten sich letztlich doch über Wasser halten. Latein war bekanntlich im Gymnasium ein Ausleseinstrument, das wesentlich daran beteiligt war, dass von den 48 Schülern in der vierten Klasse in der fünften nur 24 übrig blieben, die aber mit hoher Garantie die Matura erreichten. Und die *bleierne Ente* schwamm tapfer mit.

Köller Günter hatte aber im Herbst einen Nachtermin. Warum das eine Bedeutung hatte, ist schnell erzählt. Günter und ich rüsteten sich im Sommer zu einer Österreich-Radrundfahrt. Ich hatte meine Matura hinter sich, fühlte sich frei wie nie zuvor,

borgte mir ein Gangrad, und wir starteten am 7. August 1960 in Richtung Neusiedler See. Stellenweise mussten wir auf den Semmering hinauf schieben und schwitzten so ordentlich, dass der Bierdurst unendlich groß wurde. Günter war überhaupt eher trinkfest und ich hatte als Ferialpraktikant in der Gösser Brauerei geübt. Wir tankten also *Gösser super Treibstoff* und kamen bis Eisenstadt. Ich sah zum ersten Mal die dörfliche Stadt, die 1971 zu meiner fünften Heimat werden sollte.

Wir nächtigten nach der ersten Etappe und einem offenbar ortsüblichen *Gelage* in Rust auf dem Plateauwagen im Hof eines Weinbauern. Tags darauf tummelten wir uns am Neusiedler See, der mich beruflich immer wieder beschäftigen sollte. Die nächste Etappe ritten wir auf unseren Drahteseln am Ufer des Sees entlang nach Niederösterreich, wo es in Strömen zu regnen begann. In Schwechat begeisterte uns der Flughafen, und von der Raffinerie waren sie fasziniert. In Wien fuhren in den vierten Bezirk in die Graf Starhemberg Gasse zu meinem Großonkel Karl, wo wir Unterschlupf fanden. Dass Wien von 1962 bis 1971 Helmut's vierte *Heimat* werden sollte, war damals nicht abzusehen.

Von dort ging es weiter ins Weinviertel, wo uns neue Eindrücke gefangen nahmen: die Bohrtürme, die zahllosen Pumpen und die Verteilerstation bei Zistersdorf. Dort sahen wir am Hauptplatz die Flotte von Service-Fahrzeugen der Sonnenwerk-Waschmaschinen. Das blühende Unternehmen von Kresse, Schneider & Co. mit Direktlieferung und Kundendienst vor Ort hatte seinen Standort bei Leoben. Einer der beiden Kresse-Söhne, Manfred, war unser Schulkollege. Die Betriebsform war leider nicht zukunftsfähig, und so kamen harte Zeiten auf sie zu. Dann sagte Manfred bei einem Klassentreffen, nun sei es so weit, dass ein neues Unternehmen auf den Beinen stehe. Beim darauf folgenden Treffen konnte er nicht mehr darüber berichten, denn inzwischen hatte er seinen tödlichen Verkehrsunfall.

Am 11. August fuhren wir über Eggenburg, Gars am Kamp, das Kamptal entlang bis Langenlois und schließlich nach Krems. Meine *zweite Heimat*, so genannt seit der Maturareise war erreicht und wurde *bei dreißig Krügel [°C] im Schatten* durchfahren, bis wir die Fähre nach Melk erreicht hatten. Die letzte Etappe begann am Tag darauf und führte uns über Enns nach

Gmunden. Dauerregen hatte eingesetzt, und in dieser Stimmung wuchs bei Günter die Sorge um seine Nachmatura. Ich wollte eher warten, keinesfalls aber allein weiterfahren. Hatte ich vielleicht auch Angst vor dem Großglockner? So bestiegen wir in Gmunden mit den Fahrrädern den Zug für die 190 km nach Leoben. Jedes Mal, wenn ich später mit dem Automobil über die Großglockner Hochalpenstraße fuhr, fragte ich mich, ob ich diese *Königsetappe* damals hätte schaffen können.

Als die sportliche, aus Innsbruck stammende Beate schon mit einem ebenso sportlichen Leobener Studenten aus Kufstein, der auch Helmut hieß, verheiratet war und mit ihm zwei, später drei Kinder hatte, trafen wir einander zunächst in Wien, dann in Eisenstadt oder Baden. Und dabei kam heraus, dass Beate seinerzeit mir gegenüber Scheu hatte, weil sie fürchtete, meiner *Gescheitheit* nicht gewachsen zu sein und bei mir keine Chancen zu haben. Ich musste zugeben, dass ich umgekehrt keine Chance sah, ihr, der Sportlerin gewachsen zu sein. Aber zur Erheiterung darüber, dass *die Königskinder, die nicht zusammenkommen konnten*, diente die Geschichte allemal. Beate wurde 1978 Taufpatin von Dagmar, unserem vierten Kind. 1989 verstarb ihr Mann im 52. Lebensjahr an einem Gehirntumor. Er war ein erfolgreicher Manager in einem großen Unternehmen (Gipsabbau und Gipsverarbeitung). Sein Kufsteiner Jahrgangs- und Bergkamerad war Militärkommandant von Burgenland. Übrigens ein Freund auch von mir. Mit ihm gab es viele Begegnungen.

Erfolgreiches Kulturtreffen – aber kein Bestand

Das feinsinnige Kulturtreffen, das damit gemeint ist, gab es schon ein Jahr vor dem *gescheiterten Sporttreffen*. Im – künstlerischen – Mittelpunkt stand Christoph Willibald Glucks Oper *Orfeo*, die 1762 in Wien uraufgeführt wurde und eine neue Ära begründete. Dieses Werk bei den Salzburger Festspielen 1959 in der Felsenreitschule zu erleben, hat mich zutiefst beeindruckt. Und was für ein Treffen! Meine erste große Liebe, die sich von den vorangehenden ersten (großen) Lieben durch Beständigkeit und Harmonie – so altmodisch das für Siebzehnjährige geklungen haben mag – ausgezeichnet hat, wurde mit mir selbst überrascht. Denn ihre Eltern, die vorsahen, mit ihr die Aufführung zu besuchen, wollten sie dabei mit mir überraschen. Das ist bestens

gelingen, auch ihre Eltern waren darüber glücklich. Ich genoss zwar mehr das Beisammensein mit ihr als allen Glanz und alle Gloria, aber das Gefühl des Besonderen stellte sich wohl ein, und die Musik klang lange in mir fort.

Die Geschichte von Orpheus und Eurydike handelt davon, dass die Liebe stärker ist als der Tod. Im ersten Akt will er ihr an ihrem Grab in den Tod nachfolgen, doch Zeus lässt ihn durch Eros daran hindern und in den Orkus gehen, um sie zurück ins Leben zu holen. Herausführen könne er sie aber nur, wenn er nicht zu ihr umblicke. Im zweiten Akt erweichen seine Liebeslieder die Wache, und er kann zu ihr. Im dritten Akt führt er sie aus dem Orkus, doch sie zweifelt an seiner Liebe, weil er sie nicht anblickt, da dreht er sich doch zu ihr um, und sie ist tot. Wieder hindert Eros ihn, ihr in den Tod zu folgen, denn ihre Liebe ist so überwältigend, dass Eurydike wieder zum Leben erweckt wird und endlich lebendig mit Orpheus vereint ist.

Wozu die Handlung der Oper hier ausgebreitet wird? Wenn man die glückliche Vereinigung von Orpheus und Eurydike am Schluss gleichsam als Vorbild für mich und Annelie nimmt, wären die gleichen Gedanken und Pläne, die *Harmonie* zwischen uns als die höchste Stufe der Liebe zu sehen. Wir waren zärtlich zueinander, fühlten uns glücklich, aber trotzdem war Annelie primär ein geistiges Wesen, als wäre sie eine Kopfgeburt wie Pallas Athene. Also mussten wir den Weg des Opernliebepaares bis dorthin zurückgehen, wo es Eros neu zusammengefügt hat, obwohl Eurydike im Orkus bleiben sollte, weil Orpheus die Regel gebrochen hat. Orpheus stammte übrigens der Sage nach aus dem Rhodopen – Gebirge, wo sich Bäume geneigt, wilde Tiere friedlich um ihn geschart und selbst Felsen ob seines schönen Gesanges geweint haben sollen.

Doch Annelie nahm Eros' Vermittlung nicht an. Also ganz zurück an den Anfang, als Eurydike noch im Orkus war und Orpheus wenigstens im Tod mit ihr vereint sein wollte. Eros blieb auf halben Weg stehen. Und des einen Leid mit dem des anderen zu ersetzen, dazu konnten wir uns nicht finden. Ob es etwas Besseres gegeben hätte, darüber konnte spätestens nach Annelies Tod nur mehr spekuliert werden. Der Plan eines gemeinsamen Studiums der Architektur, für das ich mit ihr Darstellende Geometrie

übte, löste sich auf. Sie wandte sich der Kunstgeschichte zu, ich der Germanistik und Geschichte. Drei Jahre später trafen wir einander wieder in Wien, nachdem ich doch zum Architekturstudium gewechselt hatte. Doch so schön es auch war, wir hatten mehr Freude aneinander als miteinander, und das war dann doch zuwenig. Als ich im Sommer 1963 aus Griechenland zurückkam, gab es – nicht ganz plötzlich – Claudio de Palma, Italiener, Kommunist und bald ihr Ehemann. Sie verlor ihn nach wenigen Jahren bei einem Autounfall in Berlin und lebte als Kunsthistorikerin in Florenz. Ich habe Annelie das letzte Mal Anfang 1984 in Hietzing bei ihren Eltern gesehen. Ihr Vater, ein Altösterreicher aus Pressburg, hatte mich angerufen. Übrigens hatte er in Wien das Bauunternehmen geleitet, das den Namen des Suezkanal-Erbauers trug. Kurz nach dem Treffen erhielt ich diese Nachricht:

Dr. Annelie Roser de Palma 1942 – 1984

wurde am 23. Februar 1984 in Florenz aus ihrem schaffensfreudigen Leben plötzlich abberufen.

In S. Miniato al Monte haben wir ihre Urne neben der ihres Mannes beigesetzt.

Allen, die sie kannten und lieb hatten, geben wir die so unsagbar traurige Nachricht.

Melitta und Tibor Roser

Wien-Florenz im März 1984

Und wieder fährt ein Zug. Vorbei an der Loreley

Nachdem Freund Fritz 1964 geheiratet und 1966 Vater geworden war, ging er als Journalist nach Bonn, schied aus der Leobener Schüler- und der Grazer Studentenverbindung aus, wurde Assistent von Walter Scheel, später Bundesgeschäftsführer der FDP, dann CEO der Naumann Stiftung und schließlich selbständiger Berater. Im April 1997 hatte ich eine Tagung in Bonn und traf Fritz mit seiner Frau Barbara, die nach zwölf Jahren *Probezeit* inzwischen auch tatsächlich seine dritte Ehefrau geworden war, die ihm seinen neuen Namen verliehen hat. Meine Tagebuchnotizen: *Stadtrand von Köln, Siedlung im Grünen, Ruhe, eine tolle Wohnung, alles frei, transparent, gepflegt, gediegen. Terrasse, Mond, warme Fliesen, ein großer Tisch, ein feines, anregendes Mahl, plätscherndes Gespräch, zwei liebe Menschen:*

Barbara Goergen und Fritz Fliszar. Ein beschaulicher Abend. Einfach schön“. Von nun an wurde der Austausch zwischen Eisenstadt und Köln stetig intensiver, wir sahen einander in Wien, in der Wachau, in Eisenstadt, sogar in Kärnten. E-Mails wurden zum hauptsächlichen Kommunikationsmittel und oft kam es sogar täglichen zum Austausch, zum Dialog.

Nach Ende Tagung fuhr ich auf die andere Seite des Rheins, wo Erich *Enrico* in Königswinter wohnte. Ich sah ihn erstmals seit seinem schweren Autounfall. Dass er mit seinem Bein Probleme und ständig Schmerzen hatte, war unübersehbar. Vom seelischen Schmerz, aus dem Operngeschehen ausgeschieden zu sein, ganz zu schweigen. Liederabende vor allem im Osten waren so ziemlich alles, was er über Auftritte erzählte. Es sei sehr mühsam, meinte er, und dass er versuche, sich die Zeit mit allerlei Spielen und dergleichen zu vertreiben.

Kochen machte ihm Freude, und er begann für Helmut etwas Besonderes zu komponieren. Die Küche war schmal, und alle Regale und Schränke waren gefüllt mit Säckchen, Schachteln, Tuben, Tüten, Fläschchen, mit Dosen, Geschirr und Geräten, dass man Angst bekam, dass alles herunter rumpeln könnte, wenn man auch nur nach einem Stück greift. Er aber fand sich zurecht, wirkte emsig und schien sogar seine Schmerzen zu vergessen. Sie plauderten nebenher und tranken Wein. Er schwelgte fast zwei Stunden in Erinnerungen, dann ließ er die Zubereitung und den Genuss der reichhaltigen Gänge ineinander fließen. Ich war glücklich und unglücklich zugleich, denn ich sah, wie sehr Erich an Leib und Seele litt, und wie wenig ihn seine gesundheitlichen Gefährdungen bewegten.

Ich fuhr bei Tag zurück, mit Blick auf die Loreley, und bis Nürnberg, wo ich traf einen ehemaligen Mitarbeiter traf, der nun in der Stadtplanung in Fürth arbeitete, und mit dem ich ein gutes Abendgespräch führte. Am nächsten Tag folgte Regensburg. *Immer wieder faszinierend für mich: Geschichte in Stein. Abbilder der Macht, Zeugnisse der Gesellschaft, der Menschen. Auch wenn ein Hauch Italien da und dort zu spüren ist - das macht einfach die Renaissance - Leichtigkeit verspürt man nicht [...]* Zwei Tagungstage, durchaus erfolgreich, drei Besuchsabende, alle erfreulich, am erfreulichsten bei Barbara und Fritz, überra-

schend und fachlich erfreulich bei Hans. Am opulentesten und nostalgischsten bei Erich[Tagebuch].

Schon im Mai 1998 hatte ich wieder eine Tagung in Bonn. Die Geschichte „Bonn-Köln-Bonn“ wiederholte sich, die Beziehung zu Barbara und Fritz vertiefte sich weiter, die Zeit mit Erich verlief ähnlich. Ich fuhr über Straßburg zurück. S. Pierre le Jeune. Diese Kirche mit ihren Fresken aus dem 15. Jahrhundert oder etwas früher, hat – trotz Beiwerks aus dem 19. Jahrhundert – eine wunderbare Ausstrahlung. Während es draußen dunkel wurde und donnerte, brach in dieser Stimmung der Geruch des Mittelalters auf. Im modrig-feuchten Kreuzgang standen Narziss und Goldmund vor meinem geistigen Auge, nein, in mir, und das gleichzeitig. Wollte ich doch immer der andere sein, wenn ich zu entdecken glaubte, ich sei der eine. Die Sehnsucht nach der Stille eines Klosters, nach dem Alleinsein in der Zelle, nach dem Leiden an der Einsamkeit..., das alles steigt in mir auf. Die Sehnsucht nach Narziss. Aber bin ich Goldmund? Wenn ich gerade im Anblick der alten Fresken so fasziniert war, mehr noch, mich in den Künstler hineingefühlt hatte, dann war ich plötzlich Goldmund. Aber die Sehnsucht nach dieser Freiheit fürs Ich, mit strengen Regeln als Schutz und Panzer..., das werde ich doch nie ganz loswerden. Ich denke fast, es gehört zu mir[Tagebuch].

Basel [Tagebuch]: Mittlere Brücke über den Rhein. Die Leute schwimmen vereinzelt im grünlichen Strom. Eintritt in die Altstadt. Wie ein Märchen. Die Zeit scheint – wie selbstverständlich – stehen geblieben zu sein. Aber das ist für die Menschen offenbar kein Problem. Sie tun, als ob es schon immer so gewesen wäre. Sie leben heute mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der sie die Vergangenheit einbeziehen. Diese Gässchen, diese Häuser, diese vielen Blumen, die Bäume und Sträucher, alles wie arrangiert – im weitesten Sinn ist es wohl auch so! Mit ebensolcher Selbstverständlichkeit nehmen sie den Rhein als einen Bestandteil der Stadt auf und hin, pflegen die Fähren im Outfit der alten Rheinschiffchen und haben auch damit keine Probleme... Mit einem Wort: es passt alles zusammen, aber nichts wirkt gezwungen oder gar aufoktrojiert.“

Das Gesetz der Serie: 1999 gab es eine Tagung in Apeldoorn in Holland. Stopp in Rodenkirchen, einem Vorort von Köln, der seinen eigenen Charakter bewahrt hat. Dort genoss ich intensiv den neuerlichen Besuch bei Barbara und Fritz, wir bummelten am Ufer des Rheins, saßen beim *Treppchen* und sahen den Wassermassen beim Höhersteigen zu. Vom Petersberg blickten wir in das Rheinland und über die linksrheinischen Hügel ins Vorgebirge, wo wir uns dann an köstlichen Spargelgerichten erfreuten.

Es war die letzte Reise, die ich mit Dienstreisen verband, denn mit Ende des Jahres ließ ich mich in den Ruhestand versetzen. Im ersten Jahr des neuen freien Lebens mit guter *Grundsicherung*, spielte mir mein Gleichgewichtsorgan unterwegs einen Streich, und nachdem ich das Krankenhaus Klagenfurt verlassen hatte, lebte ich mit Karin einige Monate bei unserer Tochter Ruth und ihrem Mann in der Nähe von Moosburg. Der Zufall wollte es, dass damals Barbara und Fritz einen Urlaub in Südkärnten machten. Also trafen wir einander, und sie erzählten auch von einer mysteriösen Autopanne. Als sie wieder heim nach Köln gefahren waren, hörte ich erst nach einiger Zeit von der nächsten Katastrophe. Sie wurden nämlich auf der Heimfahrt von einem Wohnwagen *abgeschossen*, und ihr Automobil ist ausgebrannt. Barbara hat schwere Brandverletzungen erlitten und leidet noch daran. Fritz ist demgegenüber glimpflicher davongekommen.

Fritz widmete sein Buches *Jede Masse Klasse* für mich als *seinen ältesten Freund*. Mein ältester wäre wohl Erich, aber der weilte nicht mehr unter den Lebenden. Die Freundschaft mit Fritz hatte lange latente Zeiten, die sich aber im persönlichen Gegenüber rasch auflösten. Die Freundschaft ist hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten dank der elektronischen Kommunikation intensiver geworden. Ich erlebte virtuell *hautnah*, welche Potenziale in der Technik schlummern.

* * *

Günther Pusch, Universitätsprofessor in Clausthal, lud Karin und mich 2001 zu seinem Sechziger am Nikolaustag nach Clausthal ein. An der Universität gab es eine würdige akademische Feier, der ein gemütliches Fest mit Freunden und Verwandten folgte. Günters Frau Hildegard hat das besondere Talent, sich nach der

Art des Genius loci Wilhelm Busch, aus dem Stegreif in Reimen auszudrücken. Das setzte den humorvollen Reden die Krone auf.

2005 in Bratislava, beim 45-jährigen Maturajubiläum sahen wir einander wieder. 2007 gab es die dreitägige Reise zur Prosecco - Weinstraße in Venetien. Da waren auch Sainitzers, Harro Steiner, Stachels, Wolfgrubers sowie die Witwen Helrun Gardow-Fiala, Traude Gugel und Luise Kresse dabei. Ich versuchte mich auch als Kunstführer, Dietmar Sainitzer als Co-Reiseleiter. Darüber besteht die eigene Dokumentation ***Zwischen Brenta, Piave und Tagliamento***.



Babič-Mühle bei Verzej

Ebenfalls 2007 besuchte ich das Übermurgebiet/Prekmurje. Es gehörte in der Habsburger Monarchie mit slowenischen, ungarischen und deutschen Volksgruppen zur ungarischen Reichshälfte und wechselte nach dem Lauf der Geschichte seine Zugehörigkeit. Heute ist das 1.000 km² große Übermurgebiet/Prekmurje zwar die ärmste, aber eine der lieblichsten der fünf Regionen Sloweniens. Östlich von Radkersburg liegt der offene Grenz-

übergang mit Sieldorf in der Steiermark und Gederovci im Prekmurje. Ich fand in Sieldorf den ehemaligen Hof der Tante von Freund Fritz zwar nicht, aber hinter Gederovci, am Friedhof des Dorfes Petanjci, das sich bis zur Mur hin ausdehnt, fand ich den Grabstein mit dem Namen Flisar. Das ist die slowenische Schreibweise. Fritzens Vater wurde in Petanjci, damals Szécse-nykút, geboren, und sein Name wurde *Fliszár* geschrieben. Das lässt sich, wie der Ortsname auch, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen, aber es soll auch *Fliesar* oder *Flieβar* vorgekommen sein. Fritz selbst schrieb sich, bevor er den Namen seiner Frau annahm, *Fliszar*, und er erzählte begeistert von den Schiffsmühlen in der Mur, die er sah, als er in seiner Jugend dort hin kam.

Was ist so faszinierend an diesen Mühlen? Die Beständigkeit im Auf und Ab des Wasserstandes, das Rauschen aus der Tiefe, der ewige Lauf des Flusses, dieses *Ohne Wiederkehr*? Jede Art Mühle hat ihre eigene Welt, die Welt des Windes, des Wasserfalls, oder einfach des ewigen Fließens ...